

FRANZISKA KABISCH

**DAS EIGENE SPRECHEN VERORTEN.  
DIESEN ORT DURCH SPRACHE ERWEITERN**  
Ein gedankliches Zusammenführen von Raum,  
Sprache und Un-Privileg

## ZITATION

Kabisch, Franziska: »Das eigene Sprechen verorten. Diesen Ort durch Sprache erweitern. Ein gedankliches Zusammenführen von Raum, Sprache und Un-Privileg«, in: DIENADEL – Kulturwissenschaftliche Zeitschrift für Kunst und Medien, Nr. 2, 2013, S. 151–162.

## ONLINE ABRUFBAR UNTER

<http://dienadel.net/ausgaben/peripherie/>

## COPYRIGHT

© 2013 DIENADEL/Franziska Kabisch

# DAS EIGENE SPRECHEN VERORTEN. DIESEN ORT DURCH SPRACHE ERWEITERN

Ein gedankliches Zusammenführen von Raum,  
Sprache und Un-Privileg

VON FRANZISKA KABISCH

Räume sind hierarchisch. Per se. Wenn wir von Räumen sprechen, sprechen wir über ein Innen und ein Außen. Ein Raum braucht das Abgeschlossenensein, das Trennende, die Grenze zum Außen – und das meint sowohl ›wirkliche‹ Räume, das heißt physische als auch symbolische Räume, Denk- und Diskursräume. Ein Raum definiert sich über das Außen, braucht dieses Außen und konstruiert dieses Außen. Der Raum besteht immer mit seiner eigenen Grenze.<sup>1</sup> Und reziprok: Die Grenze erst definiert den Raum und somit den sich davon abgrenzenden Nicht-Raum, oder eher: den nicht gemeinten Raum. Durch die Begrenzung (was immer auch eine Eingrenzung sein kann) entsteht eine Zweiteilung, damit auto-

1 In einem Text über Räume und Privilegien kommt man um die Tatsache und die Auseinandersetzung mit der Grenze nicht herum. Über die Grenze oder entlang der Grenze wird viel zu sagen sein. Wir werden uns also ein wenig mit ihr aufhalten. Wenn man versucht sich vorzustellen, was es eigentlich ist, worüber man da spricht, liegt es zunächst nahe, sich die Grenze als eine Linie vorzustellen, eine Art Markierung, Strich, Mauer. Aber nur in den seltensten Fällen zeigt sich eine Grenze diesen kartografischen Vorstellungen entsprechend. Nur in der Form der Nationalgrenze (und wenn man genau ist, noch nicht einmal da) oder der Grenzhecke zum Nachbargarten, also immer in territorialen Besitzmarkierungen, können wir Grenzen als solche sehen. Das eigentliche Grenz-dasein jedoch findet unsichtbar statt und webt sich meist unbemerkt in alltägliche Verhaltensweisen ein. Was wir brauchen, ist demnach eine eher abstrakte Vorstellung der Grenze. Dazu aber später mehr, z.B. in Fußnote 17.

matisch: eine Differenz und daraus folgend eine Hierarchie. Jacques Derrida zufolge sogar eine »gewaltsame [...] Hierarchie«, da ein Gegensatzpaar niemals nur in »friedliche[r] Koexistenz eines Vis-à-Vis«<sup>2</sup> existieren könne. Der eine Bereich wird zum (für manche) privilegierten, der andere zum Aufenthaltsort für den Rest. Besser im Berghain als außerhalb. Oder andersrum: Besser außerhalb des Gefängnisses als drinnen. Auf jeden Fall lieber an dem einen Ort als am anderen.

An diesem Punkt ein erstes Paradox (beziehungsweise ein gedankliches Vorwegnehmen): Wenn der Raum sich über seinen Nicht-Raum definiert, ihn braucht und untrennbar mit ihm verbunden ist, beruht die Existenz der Trennung auf einer Dichotomie. Die Trennung ist gleichermaßen abhängig von, jedoch auch konstitutiv für das jeweils zu Trennende. Das Interesse und die Notwendigkeit des Raums liegen darin, die Trennung ständig beizubehalten – die Trennung, die ihn entstehen lässt und zudem beständig an sein eigenes Außen erinnert, wie sehr er dieses Außen auch ignorieren möchte. Raum und Nicht-Raum bedingen sich, beide schließen den jeweils anderen immer noch mit ein. In diesem Denken, das beide Bereiche als gleichermaßen wichtig beschreibt, kommt dem Nicht-Raum ein Potential zu, die hierarchische Zweiteilung aufzulösen und das Privileg des Innen zu entgrenzen und auseinanderfließen zu lassen. Wir folgen hier dem Weg vor allem eines Denkers: Jacques Derrida, für welchen der Prozess der Hierarchisierung »nicht natürlichen Ursprungs, sondern eine Konstruktion der Metaphysik [ist], die es zu de-konstruieren gilt«.<sup>3</sup> Derrida selbst folgt in seinen Überlegungen den Spuren Nietzsches, der das Gegensätzliche noch viel früher als füreinander notwendig beziehungsweise als mit einander identisch gedacht hat: »Es wäre sogar noch möglich, das was den Wert jener guten und verehrten Dinge ausmacht, gerade darin bestünde, mit jenen schlimmen, scheinbar entgegengesetzten Dingen auf verfängliche Weise verwandt, verknüpft, verhäkelt, vielleicht gar wesensgleich zu sein.«<sup>4</sup> Was uns hier also zunächst als Paradox erscheint, könnte ein potentiell Umdenken ebendieses sein. Diesem Gedanken werden wir am Ende des Textes wieder begegnen.

Wir alle befinden und bewegen uns zu jeder Zeit in Räumen – geografische und architektonische Räume, die uns definieren (Lion's Club, Sporthalle, Jobcenter, Kunsthochschule, Lehrerzimmer etc.), dazu Denk- und Sprachräume, die unsere Wahrnehmung strukturieren (Lokaldialekte, Wirtschaftssprache, psychoanalytisches Vokabular, Altes Testament, Neue

2 Derrida 1984, S. 66.

3 Danko 2011, S. 156.

4 Nietzsche, zit. nach Lüdemann 2011, S. 39.

Deutsche Rechtschreibreform etc.). Um sagen zu können, dass ich in Deutschland und nicht in Polen geboren bin, braucht es die Markierung, eine Landes- oder Staatsgrenze,<sup>5</sup> die die eine Zuschreibung ermöglicht, während es die andere ausschließt. Es entstehen Räume, in denen man sich vielleicht lieber befände, oder Räume, aus denen man auf keinen Fall ausgeschlossen werden darf, privilegierte Räume, legitimierte Räume. Aufenthaltsrecht, Access, EU oder VIP only. No loitering, please. Man braucht eine Einladung, einen Pass, connections, das richtige Geschlecht oder das richtige Gesicht.

Die Frage, die sich stellt: Wie mit diesen privilegierten Räumen umgehen? Vielleicht: Wie sie umgehen? Auf jeden Fall aber: Wie sich ihrer bewusst werden? Wie sie greifen? Sie überhaupt greifen können? Was hier geschrieben wird, findet in einem solchen privilegierten Raum statt. Dieser Text wird gelesen werden, gehört, vielleicht verbreitet. Wäre dies nicht der Fall, würden Sie nicht von ihm wissen. Er würde in diesem Sinne gar nicht existieren. Erst durch die Möglichkeit, dass er veröffentlicht und gelesen wird, die Möglichkeit, dass ich eine Sprechposition bekleide, die Gehör findet, entsteht dieser Text, wird gewissermaßen geboren. Man könnte vielleicht sagen: Der Ort der Rezeption bedingt dessen Existenz. Ich versuche mir diesem Privileg bewusst zu werden, ohne es zu erhöhen und zu glorifizieren. Das Wissen um die eigene Reichweite, die eigene Stellung,<sup>6</sup> die eigene Definitionsmacht kann auf verschiedene Weise ver-

5 Pierre Bourdieu äußert sich zu der Nation als eine »völlig abstrakte und nur rechtlich begründete soziale Gruppe« (Bourdieu 2012, S. 53), die zu ökonomischen und Macht erhaltenden Zwecken von oben (Sprach-)Normierungen unterzogen wird (vgl. Fußnote 7). Doch auch wenn diese Gruppe rein abstrakt ist, sind ihre Grenzen mehr als konkret. In der Tat ist die Form der Nationalgrenze, die, um sie greifbar, sichtbar, auch begehrenswert zu machen, (nicht nur, aber auch) als Mauer, ob chinesisch, antifaschistisch oder israelisch, materialisiert wird, eine der Grenzen, die die Hierarchiekonstruktion heute am deutlichsten und brisantesten zeigt. Wenn der höchst problematische ›Grenzschutz‹ Frontex die Grenzen der EU von außen sauber halten, überwachen soll, stellt sich die Frage: Wem gehört diese Grenze eigentlich? Der EU, das begehrte Innen verkörpernd? Den EU-Anwärterstaaten, als beständige Erinnerung an das eigene Nicht-Sein? Der Agentur Frontex, die je nach Bezahlung den Durchgang zur einen Seiten durchlässig hält, zur anderen aber nicht? Frontex (oder auch »Europäische Agentur für die operative Zusammenarbeit an den Außengrenzen« – dieser Name spricht eigentlich für sich) beruht auf dem (leider sehr machtvollen) Missverständnis, die Grenzen zu besitzen, daher kontrollieren zu können. Die Grenzen nach außen sind zwangsweise (Selbst-)Begrenzungen nach innen. (Zum Besitz der Grenze vgl. auch Fußnote 23) Aber auch hier (und in Anlehnung an Fußnote 1) wäre die Vorstellung einer materialisierten Grenze zu einfach gedacht. Wenn ich mit einer türkischen Freundin das Centre Pompidou in Paris besuche, als EU-Bürgerin freien Eintritt erhalte, sie als Türkin aber zehn Euro zahlen muss, ist das eben auch eine Art von Grenze, die einen nicht spurlos tangiert.

6 ›Stellung‹ hat zu tun mit stellen, hinstellen, an einen bestimmten Ort stellen. Die Stellung

knüpft werden: mit Schuld, mit Machtinteressen, mit Verantwortung. Mir geht es hierbei um Letzteres.

Die Herleitung der Existenz privilegierter Positionen ist müßig und hinfällig. Den aktuellen hierarchischen Zuständen liegen historische, zu-meist patriarchale, auf jeden Fall aber Macht erhaltende Entwicklungen zugrunde. Viel interessanter jedoch ist die Herleitung der Verantwortung der eigenen Position. Das Privileg, wie ich es genannt habe (Bourdieu spricht von legitimiertem Sprechen,<sup>7</sup> Butler von einem Sprechen, das ver-

entstammt einer Terminologie des Raums. Je besser der Raum, desto höher die Stellung. Wer auf der Straße lebt (gewissermaßen ohne Raum), hat keine Stellung. Gleiches gilt für Flüchtlinge oder illegale Einwander\*innen, die durch das »auferlegte oder erzwungene Gefühl der Ortlosigkeit« charakterisiert sind, wie Judith Butler bemerkt (Butler/Spivak 2011, S. 11). Eine Formulierung, die mir sehr gefällt, von Susanne Lüdemann: »Frage nach dem Verhältnis von (politischer) Ordnung und ›Ortung‹« (Lüdemann 2011, S. 159).

7 Ein interessanter Aspekt, den ich hier nicht unerwähnt lassen möchte, ist der Hinweis auf einen Sprachimperialismus, den Bourdieu im Kontext der Nationenbildung macht (vgl. Bourdieu 2012). In fast jedem Staat gibt es eine so genannte Hochsprache, das Produkt einer künstlichen Sprachnormierung, die in allen Fällen mit Machtinteressen einer bestimmten Gruppe einhergeht. Dialekte, Zweitsprachen (wie z.B. Plattdeutsch, Jiddisch etc.) oder Slang werden an den Rand des Sprachmarktes gedrängt. Nur das Beherrschen der richtigen, zum offiziellen Status erhobenen Hochsprache ermöglicht eigenes Sprachkapital, d.h. Zugang zum Arbeitsmarkt oder die Durchsetzung der eigenen Interessen. Bourdieu betrachtet diesen Prozess anhand historischer Entwicklungen: der Nationenbildung der französischen Republik. Er spricht von »Unterklassen, die außerstande sind, die Freiheiten des dem internen Gebrauch vorbehaltenen freien Sprechens durchzusetzen und sich deshalb nur mit den beschädigten Formen einer geborgten Sprache oder mit Verweigerung oder Schweigen behelfen können« (ebd., S. 91), einer Art Selbstzensur, eine »Natur gewordene Zensur« (ebd., S. 95; vgl. auch Fußnote 16 u. 20). Ein ähnlicher Prozess des Zum-Schweigen-Bringens wird deutlich, wenn George W. Bush Englisch als die einzig legitime Sprache festlegt, in der die US-amerikanische Nationalhymne gesungen werden darf (vgl. Butler/Spivak 2011, S. 42).

Interessant finde ich diesen Aspekt im Zusammenhang von Vereinheitlichung der Wissenschafts- und Diskurssprachen. In den meisten Fällen werden Journals heute auf Englisch geschrieben oder zumindest übersetzt. Viele Studienfächer werden nur noch auf Englisch gelehrt. Sogar die freie künstlerische Praxis wird zunehmend englisch oder braucht englische Untertitel (die weitläufigere Vermarktung im Hinterkopf). Ich frage mich, inwieweit diese Entwicklungen nicht unabdingbar mit dem Verlust von Perspektiven, minoritären Sichtweisen, peripheren Denkstrukturen einher gehen müssen? Bedeutet dies eine sich selbst begrenzende Forschung? Auch da, wo (z.B. bei Postcolonial Studies) gerade gegen Ungleichheits- und Marginalisierungsprobleme geforscht wird? Zwar könnte man argumentieren, dass durch die englische Einheitssprache nun auch dem westlichen Diskurs sonst ausgeschlossene Wissenschaftler\*innen Zugang und Anteil erhalten. Jedoch geschieht dieses Teilhaben immer nur unter der Voraussetzung der sprachlichen Anpassung, gar Unterordnung und somit Bestätigung der bestehenden Dominanzverhältnisse. Besonders bedauernswert ist dies, wenn der Verlust der eigenen Sprache noch nicht einmal bemerkt oder, schlimmer noch, der Schritt zum Englischen ausschließlich als Fortschritt gesehen wird.

letzend sein kann; in jedem Fall ist hier ein Sprechen gemeint, das (Definitions-)Macht besitzt), ist im Grunde genommen ein Un-Privileg. Mein eigener Vorteil ist mein Nachteil. Oder mit Gayatri Chakravorty Spivak gesprochen: »We [...] have to unlearn our privilege as our loss.«<sup>8</sup> Dieser Satz beinhaltet verschiedene Dimensionen und ich will mit der sprachlichen anfangen: Die Macht der Sprechposition – mit ihren Möglichkeiten, ihrem Vorteil, ihrem Potential – wird zur Ohnmacht, wenn man erkennt, dass sich diese Macht ständig erhalten muss. Das Sprechen muss beständig fort dauern, weitergehen, muss sich erhalten und erneuern, darf dabei niemals aufhören, keine Pause machen beziehungsweise wenn, dann eine kontrollierte Pause machen, jene, die fast eine eigene Aussage ist, darf aber auf keinen Fall aufhören, muss sich immer reaktualisieren, immer wieder beginnen, immer weiter ausführen oder ergänzen, muss dabei bleiben, muss präsent bleiben, hörbar, lesbar, wahrnehmbar, um die eigene Stellung zu sichern. Das Verlangen, bei diesem schier endlosen Prozess nicht alle Energie zu verlieren, ist das Verlangen nach dem letzten Wort: Basta. Amen. So sei es. Punkt. Aber es wird klar, dass auch dieser Punkt nicht der letzte war und das Sprechen weitergeht, dass ein definitives Wort, ein Ende nicht erreicht ist.<sup>9</sup>

8 Spivak, zit. nach Dhawan 2007.

9 Wahrscheinlich sind wir uns einig über die fast omnipotenten Möglichkeiten der Sprache, die positiven Eigenschaften, die sprachliche Kommunikation mit sich bringt. Allein, dass ich hier einen Text schreibe und auf seine Ausdrucksmöglichkeiten zähle, mich auf sie verlasse, zeugt von einem Vertrauen und einem gemeinsamen Glauben an Sprache. Oder befinden wir uns nur in einem sprachlichen Rausch, einer Sprachbesoffenheit, angefangen mit dem *linguistic turn* und andauernd bis zum nächsten großem Paradigma? An dieser Stelle scheint es mir produktiv und an der Zeit, über die Grenzen von Sprache nachzudenken, über die inhärenten Nachteile und ihre eigenen Beschneidungen.

Das Sprechen, das im Bewusstsein der eigenen Macht versucht, etwas zu setzen, Grenzen zu setzen, einen entscheidenden Punkt zu setzen (was vielleicht auch mit dem englischen *sentence*, das sowohl »Satz« als auch »Urteil« bedeutet, sichtbar wird), wird sich eben hier der eigenen Grenze bewusst. Das Sprechen begrenzt sich selbst in seinen Möglichkeiten. Es geht immer weiter, muss immer weitergehen. So wird, während die Ausführung des Sprechens unbegrenzt bleibt, der Handlungsmacht des Sprechens eine Grenze gesetzt. Das Sprechen selbst als Grenze.<sup>11</sup>

Ein weiteres Grenzdasein des Sprechens zeigt sich da, wo die Sprachlogik, d.h. ihre eigene Struktur, Aussagemöglichkeiten begrenzt – vor allem dort, wo versucht wird, bestehende Systeme zu kritisieren. Derrida sieht dies jedoch nicht als Hindernis, sondern als Ausgangspunkt für Kritik: »Es ist sinnlos, auf die Begriffe der Metaphysik zu verzichten, wenn man die Metaphysik erschüttern will. Wir verfügen über keine Sprache – über keine Syntax und keine Lexik –, die nicht an dieser Geschichte beteiligt wäre. Wir können keinen einzigen destruktiven Satz bilden, der nicht schon der Form, der Logik, den impliziten Erfordernissen dessen sich gefügt hätte, was er gerade in Frage stellen wollte« (Derrida 1976, S. 425). Marcus Steinweg formuliert dies ähnlich.<sup>25</sup>

Noch eine Grenze der Sprache, eine fast zu offensichtliche, taucht dort auf, wo andere

Judith Butler sieht im Prozess der ständigen Wiederholung performativer Praktiken eine Chance:<sup>10</sup> Die Wiederholung, die eigentlich zu einer Erneuerung des Bestehenden führt, kann ebenso gut als leicht veränderte Wiederholung passieren. Diese Veränderung ermöglicht, als subversive Strategie eingesetzt, Resignifizierungen in immer größeren Maßen (zum Beispiel im sprachlichen Kontext die als Beleidigung gemeinte Fremdzuschreibung »queer«, die mittlerweile als positive Selbstzuschreibung fungiert).<sup>11</sup> In Bezug auf Spivaks Zitat wäre der eigene »loss« wieder als konstruktives »privilege« nutzbar.

Was Spivaks Aussage weiterhin meint, ist das Phänomen des Zugangs zu dem einen Ort als Ausschluss von einem anderen. Was mich für das Sprechen an einem Ort qualifiziert (was an einem Ort gehört wird), disqualifiziert mich in einem anderem Kontext (da es nicht verstanden wird) und schlimmer noch: verblendet mir diesen anderen Kontext sogar (da ich diesen Ort nicht verstehe). Nikita Dhawan spricht in ihrem Aufsatz »Can the Subaltern Speak German? And Other Risky Questions« von einem »fatal ›paradox‹ in the notion of ›migrant-as-subaltern«.<sup>12</sup> Gemeint ist, dass die Menschen, die in Deutschland als so genannte Migrant\*innen

Sprachen neben ihr bestehen. Die Macht und Reichweite des Sprechens endet mit dem Verständnis der eigenen Sprachgemeinschaft. Die Notwendigkeit einer Übersetzung, um die Wirkung und Macht des Gesagten zu erhalten, zeigt sich genau genommen als Ohnmacht Außer natürlich dort, wo die Sprache gewählt wird, die hegemonialen Anspruch erhebt (vgl. Fußnote 7, Ende).

<sup>10</sup> Vgl. Butler 1991, S. 213.

<sup>11</sup> Den Gedanken zu immanenten linguistischen Grenzen noch weiter treibend (vgl. Fußnote 9) könnte man vermutlich sogar sagen, dass jedes Wort an sich schon eine Grenze verkörpert, da es als Zeichen auf ein bestimmtes Ding, auf eine Sache, ein Signifikat verweist, aber nicht auf ein anderes. Durch Benennungen werden die Dinge voneinander getrennt. Ein »Jugendlicher« ist noch kein »Mann«, noch weniger eine »Frau«. Dieser Grenzsetzung, d.h. der Ordnungsintention des Sprachsystem entgegen oder ergänzend, stehen natürlich Zwei- und Mehrdeutigkeiten, Sprachspiele, poetische oder wissenschaftliche Neukonnotationen als ein Versuch, die Grenzen aufzulösen. Bourdieu sieht dies eher kritisch als eine bewusst gesetzte Distinktion der legitimierten Wissenschaftssprache gegenüber der kollektiven Umgangssprache: »Über diese Einbindung in das philosophische Sprachsystem erfolgt die Verneinung der ursprünglichen Bedeutung, jener also, die das tabuisierte Wort im System der Umgangssprache hat und die zwar offiziell aus dem manifesten System verbannt ist, aber unterschwellig doch weiterexistiert.« (Bourdieu 2012, S. 148–149) Er nennt diese »Illusion der Autonomie des [wissenschaftlichen] Systems« (ebd., S. 148) einen »falschen Schnitt« (ebd., S. 146). Bei Derrida findet sich ein viel konstruktiverer Umgang mit Polysemie. Interessant ist in diesem Text wohl eher der Blick auf den Begriff »Grenze«, der etwas klar definieren will (dem Begriff »Definition« entsprechend eine Abgrenzung [lat. *finis* = Grenze] setzen will), aber dennoch so unterschiedliche Vorstellungen der Grenze versammelt (vgl. fast alle meine Fußnoten), die den Begriff »Grenze« schlussendlich aushöhlen.

<sup>12</sup> Dhawan 2007.

eine bestimmte Sprecherposition innehaben, sich in globalem Bezug oft fälschlicherweise anmaßen, marginalisierte, subalterne Gruppen repräsentieren zu können. Mit Blick auf neo-koloniale Strukturen<sup>13</sup> hält Dhawan dagegen: »[T]he mainstream migrant to the north is very much inside capitalist structures, as an agent [of exploitation] and not just simply as a victim.«

Schließlich deutet der Satz Spivaks auch auf die Tatsache zu akzeptieren (und dieses Akzeptieren eben erst lernen zu müssen), dass der eigene Blickwinkel (die Art des Blicks) immer auch bestimmte, anders strukturierte Sachverhalte verwehrt, unabhängig davon, wohin geschaut wird (Richtung des Blicks). Die Welt schon ›gelernt zu haben‹, das heißt, gelernt zu haben, sie zu verstehen, auf die eigene Art zu verstehen, will nicht sagen, dass bestimmte Dinge unverständlich bleiben müssen, vielmehr dass es Bereiche gibt, die immer unverständlich, da unwahrnehmbar bleiben: »not simply information that we have not yet received, but the knowledge that we are not equipped to understand by reason of our social positions.«<sup>14</sup> Das beste Beispiel für die Ignoranz dieser Tatsache illustriert sich in der langen Kolonialgeschichte in dem Vorhaben, Völker zu ›erziehen‹ und zu ›zivilisieren‹. Und dieses Vorhaben – und das ist wichtig – setzt sich bis heute in Form von Andro-, Euro-, Anthro- oder sonst-wie-Zentrismus fort. Oder wie Isabell Lorey mit Peggy McIntosh sagt: »Wenn wir uns dafür engagierten, dass es anderen besser gehen soll, führe dies letztlich allein dazu, ›ihnen‹ zu erlauben, wie ›wir‹ zu sein.«<sup>15</sup>

Diese drei Aspekte des Privilegs als Nicht-Privileg – beständige Notwendigkeit der Aktualisierung, Ausschluss von diversen Bereichen und ›Verlernung‹ der Sichtweise<sup>16</sup> – zeigen die Grenzen<sup>17</sup> des Spielraums auf,

13 »The intersection between colonialism and capitalism is once again pursued in the name of ›development‹ with the grand design to bring the world's rural poor under one rule of finance, one global capital, again run by the internationally divided dominant« (Dhawan 2007).

14 Landry/Maclean 1996, S. 4.

15 Lorey 2007, o. S.

16 Gayatri Chakravorty Spivak berichtet in *Can the Subaltern Speak?* von so einem missverstehenden Verständnis. Eine indische Jugendliche, Bhuvaneshwari Bhaduri, begeht 1926 Selbstmord, zum Zeitpunkt der eigenen Menstruation. Ohne dieses Zeichen wäre ihr Handeln als Ausflucht bei unerlaubter Schwangerschaft gedeutet worden. Tatsächlich war sie aber aktiv in politischen Kämpfen für die indische Unabhängigkeit. Mit einer Aufgabe betraut, ein politischer Mord, der sie nicht nachkommen konnte oder wollte, wurde das einzig mögliche Sprechen der Suizid, dabei immer noch Gefahr laufend, missverstanden zu werden.

17 An diesem Punkt spätestens brauchen wir die Vorstellung einer Grenze, die sich von ihrem linearen Dasein verabschiedet. Die Grenze als einen Strich zu denken, d.h. als ein Ende, vor dem und hinter dem verschiedene Sachen passieren, stagniert in sich selbst.



in dem ich agieren kann. Wenn mein Privileg immer auch ein Nicht-Privileg ist und andersrum das Nicht-Privileg anderer immer auch Privileg, liegt die Einsicht nahe, dass in diesem schillernden Wechselverhältnis das Eine auch das Andere, das heißt das Eigene auch das Fremde ist. Das heißt weiter, dass ich immer von anderen profitiere, zehre, abhängig bin, andere aber auch nähre, bedinge, ermögliche. Vorteil und Nachteil lassen sich nicht mehr eindeutig markieren. Es ist nicht mehr klar zu erkennen, wann ich profitiere und wann nicht. Wovon überhaupt und wofür? Privileg und Verlust sind nur noch relativ zu verorten: Mein Vorteil ist mein Nachteil im Verhältnis zu XY. Das Privileg hat sein Maß verloren, insofern ich anerkenne, dass mir nicht allein die Wertungshoheit obliegt. Diese Relativität, vielleicht eine Fragilität, ist jedoch kein Anlass zur Angst, sondern Moment für neue Verhältnisse. Die Möglichkeit des beständigen Kippens, das Schillern, ist hier die Chance wider die Gewalt der Starrheit. Eine Möglichkeit, dies sprachlich auszudrücken, läge in der Wortneuschöpfung »Un-Privileg«. Im Un-Privileg liegt die Aufhebung beider Begriffe: sowohl ein Aufbewahren des Privilegs und des Unprivilegs, gleichzeitig aber auch eine Abschaffung der sich ausschließlich entgegensetzenden Dichotomie. Es wird klar, dass das eine nicht ohne das andere zu denken ist. Dass beide voneinander abhängig sind und sich gegenseitig konstituieren. Eben nicht »privilege« und »loss« nebeneinander, sondern »privilege as loss«.

Trotz alledem darf dieses Eingeständnis jedoch nicht zur Annahme führen, dass dank der Relativität kein Gut und Schlecht mehr abzulesen ist. Den Blick auf alltägliche Verhältnisse lenkend, geht es eben doch nicht allen gleich. Auch wenn ich meine eigene privilegierte Position je nach momentaner und situativer Betrachtung auch als unprivilegiert erkennen muss, entschuldigt mich das nicht in ein Zurücklehnen und Treibenlassen im ewigen Wechsel der Verhältnisse. Wenn wir uns ansehen, womit wir ausgestattet sind, habe ich in der Position einer weißen, gesunden Studentin mit deutscher Staatsbürgerschaft und solidem Elternhaushalt

Anstelle dessen und gleichzeitig zusätzlich dazu wird die Vorstellung einer Grenze sinnvoll, die in sich selbst beide Seiten verkörpert. Das Bild einer Münze bspw. zeigt auf, dass die eine Seite von der anderen Seite getrennt ist, jedoch immer auch aus dieser anderen Seite besteht. A existiert in Abgrenzung zu B, d.h. A ist da, wo B nicht mehr ist. A existiert aber auch nur in Abgrenzung zu B, d.h. A ist auch nur da, wo B ist. Dieses Denken geht auf das hegelsche Dialektik-Modell der Aufhebung zurück: Zwei Dinge werden in einem dritten aufgehoben, d.h. aufbewahrt und annulliert und emporgehoben. Dem ähnlich, wenn auch nicht entsprechend, ist das Denken der *différance* in der dekonstruktivistischen Philosophie Derridas, die binäre Logiken aufdeckt und hinterfragt und die Vorstellung einer ganz anderen Grenze für uns fruchtbar macht. Sinnbildlich dafür bspw. der griechische Begriff *pharmakon*, der sowohl Heilmittel als auch Gift bedeutet (vgl. dazu auch Fuest 2011).

dann doch öfter die besseren Karten – zumindest auf dem Spielbrett der hard facts.<sup>18</sup> Diese Karten könnte ich einsetzen, um für das hierarchische Schiefverhältnis in vielen gesellschaftlichen Bereichen Verantwortung zu übernehmen und zu versuchen sie aufzulösen. Vor allem dort, wo die ebenfalls am Spiel Beteiligten aus Gründen der Gemütlichkeit das eigene Un-Privileg verblenden und die Kräfteverhältnisse beständig zu ihren eigenen Gunsten bestimmen.

Wenn ich nun das Schillern und seine Potentialitäten aufrecht erhalten möchte, welche Möglichkeiten bestehen in dieser Relativität? Wie kann ich meine eigene Sprecherposition, da, wo sie mich privilegiert, so einsetzen, dass sie für andere fruchtbar wird?

Es soll (und kann) nicht Ziel der Überlegungen sein, für andere, über andere, anstelle von anderen zu sprechen. Wie hingegen die eigenen Möglichkeiten so nutzen, dass sie den Raum bereiten, den andere betreten können? Judith Butler sagt in *Haß spricht*: »Die Möglichkeit, andere zu benennen erfordert, daß man selbst bereits benannt worden ist.«<sup>19</sup> Man könnte diesen Satz auch andersrum lesen: Die Tatsache, dass man benannt ist, ermöglicht auch andere zu benennen.

Aber auf dem Weg, dieses zu tun, steht an diesem Punkt das zweite Paradox (oder vielleicht auch nur eine Schwierigkeit) im Raum. Das Bewusstwerden der eigenen privilegierten Stellung und das Bestreben, das Privileg als ein exklusives abzuschaffen, verhindern sich möglicherweise gegenseitig. Der Versuch, die erhöhte Stellung abzulehnen, ihr aus dem Weg zu gehen, sie also zu umgehen, bedeutet möglicherweise das Ablehnen und Aufgeben der eigenen Position, und das heißt auch das Aufgeben der Macht oder Möglichkeit zu sprechen und zu agieren. Ist es überhaupt möglich, die eigene Handlungsmacht so einzusetzen, dass sie für andere nutzbar ist, sich gewissermaßen multipliziert, oder definiert sich mein Bereich der Handlungsmacht gerade darüber, dass andere Bereiche über diese *agency* eben nicht verfügen?

Für eine Annäherung an diese abstrakte Problem (Annäherung, aber keine Lösung) greife ich wieder zurück auf die Terminologie des Raums

18 Was sind diese hard facts? Das allgemeine Verständnis versucht eine Grenze zwischen Theorie und Praxis, zwischen dem geistigen und dem »wirklichen« Leben zu ziehen, zwischen dem, was ich denken und dem, was ich tun kann. Aber ist nicht auch der Zugang zu Bildung und Institutionen der Theorie ein hard fact? Das meint nicht nur, ob ich mich in einer Universität einschreiben kann oder nicht, sondern auch das Gefühl, Theorie betreiben zu dürfen und noch vielmehr, ob ich überhaupt Zeit für Theorie habe! Die Frage von Theorie als Praxis ist nicht nur, was Theorie erreicht, sondern auch, wer die Theorie erreicht.

19 Butler 2006, S. 53.

und der räumlichen Dimension. Wie also agieren, ohne Gefahr zu laufen, sich um die eigene Position zu bringen (nicht um der Tatsache der Position willen, sondern um der Möglichkeiten der Position willen), wie eintreten für andere? Eine Antwort könnte sein: Andere eintreten lassen.

Den Begriff *für andere eintreten* wörtlich zu nehmen, ist hier elementar. Indem ich für andere in einen privilegierten Raum, zu dem ich Zugang habe, eintrete, nehme ich für sie Partei ein. Ich verpflichte mich sozusagen, im Inneren des Raums, von dem sie ausgeschlossen sind, ihre Interessen zu vertreten, ihnen im Raum einen Raum zu verschaffen, sie somit selbst existieren zu lassen. Vielleicht bedeutet dies auch, dass ich zwar in meinem Namen, aber für die Interessen der anderen eintrete (wenn auch in meinem Interesse das Interesse der anderen liegt). Und so müsste nach Eintritt/Eintreten für die *Interessen* anderer der folgerichtige, nächste Schritt das Eintreten-lassen der *Personen selbst* sein.<sup>20</sup> Die Strategie ist demnach, den privilegierten Raum zu erweitern, um ihn aufzulösen. Das hört sich nach einem (weiteren) Paradox an. Wie etwas erweitern, ergänzen, füttern, um es gen Null laufen zu lassen? Wie über die Affirmation zur Negation? Da das Privileg zwangsweise ausschließen muss und sich sogar, wie schon zuvor diskutiert, über diesen Ausschluss definiert, also abhängig ist, kann es nur an dieser Stelle zu Fall gebracht werden. Das Privileg muss überfüttert werden, zunehmend ausgewaschen, verdünnt und ausgefranst, all das, indem der Ausschluss eingeschlossen wird.<sup>21</sup> Die Grenzen des Raums müssen porös werden, sodass er diese Grenzen verliert und undefinierbar wird.<sup>22</sup> Das heißt vor allem (da wir uns wiederum

20 Wichtig ist hier die Frage, wie ich jene, die ich eventuell überhaupt nicht verstehe, ebengar nicht wahrnehme, nichtsdestotrotz *eintreten* lassen kann? Führt das Eingeständnis, dass Äußerungen, Sachverhalte, Werte, Bedürfnisse etc. meinem Raster entgehen, in meiner Wahrnehmung nicht repräsentiert werden können, dazu, dass diese Menschen ausgeschlossen bleiben? Wem symbolisch die Tür öffnen? Vielleicht die Türen offen halten, das Unbekannte eintreten lassen und auch das, wovon ich noch nicht weiß, dass es existiert. Derrida sieht in der »kommenden Demokratie« als einem anderen Gebrauch der Demokratie einen »Ort einer Öffnung aufs Ungleiche, auf eine maximale Heterogenität ohne gemeinsames Maß« (Lüdemann 2011, S. 151). Die Dringlichkeit und Brisanz dieser Öffnung wird vielleicht dadurch *sichtbar*, dass für ungehörte, »verhörte« Stimmen meist nur das definitive Sprechen, d.h. ein für immer gesetztes Schweigen, der Suizid, eine letzte Möglichkeit sich zu äußern bleibt. Die Selbstverbrennung auf dem Tahrirplatz in Kairo 2011, Selbstmorde chinesischer Sweat-Shop-Arbeiter\*innen oder das von Spivak genannte Beispiel aus Fußnote 16 könnten dies so denken lassen.

21 Isabell Lorey formuliert dazu in ihrem Aufsatz »Weißsein und Immunisierung. Zur Unterscheidung zwischen Norm und Normalisierung« in Zusammenhang mit dem Prozess der Immunisierung: »Das bewusste Inkorporieren, das Hereinnehmen von Gift in den Körper bedeutet nun zweierlei: einmal das Ende binärer Grenzziehungen zwischen Innen und Außen, die Haut als metaphorische Schutzgrenze wird durchlässig.«

22 Wenn der Raum diese Grenzen verlieren soll, ist natürlich die Frage, ob er sie jemals

nicht auf die Vorstellung der Grenze als Linie oder Mauer allein berufen wollen), dass diese Grenzen gedanklich porös werden und sich die Vorstellung der einen Grenze (das heißt die binäre Logiken konstituierende Grenze, in dessen Sinne der Text ja zunächst angefangen hat, um dieses Verständnis dann aber zunehmend aufzuweichen) nun komplett verabschiedet.<sup>23</sup>

Judith Butler befragt dieses Phänomen im Zuge von Nationalismus und illegalen Einwander\*innen, die die US-amerikanische Nationalhymne als Protestform auf spanisch singen: »Ist das hier nicht einfach der Ausdruck eines neuen Nationalismus [...] oder bricht es nicht eigentlich das ›wir‹ derart auf, daß kein einzelner Nationalismus auf diesem Bruch mehr Halt zu finden vermag?«<sup>24/25</sup>

besessen hat.<sup>23</sup> Und mehr noch die Frage: Handelt es sich dann überhaupt noch um einen Raum? Und um was für einen? Die Vorstellung des abgeschlossenen Raums, der ich mich noch am Anfang des Textes beholfen habe, hat sich bis hierhin weiterentwickelt und aufgefächert. Was jedoch die Fragestellungen nicht einfacher macht: Wie sehen diese neuen Räume aus?

23 Die Grenze ist eben nicht das Andere oder hält dieses Andere vom Leib. Die Grenze, das Grenzende, liegt in der Sache selbst, in sich selbst, im eigenen Handeln und Sprechen selbst. Man besitzt diese Grenze nicht, niemand, sondern man ist diese Grenze, jede und jeder. Sozusagen ist die Grenze in allem und allen schon verwirklicht und gehört, in diesem Sinne, nur sich selbst. Sie ist unverfügbar, der sich selbst gehörende Raum. Ein Bild, das sich an diese Raumausdehnung und Grenzverabschiedung anlehnen könnte, wäre nicht der Ballon, der von außen her aufgeblasen wird und platzt, sondern vielleicht das der Falte, die das Außen miteinfaltet, miteinschließt, da das Einschließen nur vom Innen her gelingen kann. »Das Außen ist keine erstarrte Grenze, sondern eine bewegliche Materie, belebt von peristaltischen Bewegungen, von Falten und Faltungen, die ein Innen bilden: nicht etwas anderes als das Außen, sondern genau das Innen *des* Außen« (Deleuze 1987, S. 134; Herv. im Orig.).

24 Butler/Spivak 2011, S. 42.

25 Das Schlusswort für diesen Text kommt von dem Philosophen Marcus Steinweg: »Wenn ich nur denken würde, was ich denken kann, würde ich gar nicht denken. Das wäre rechnen. Und noch nicht mal vielleicht. Ich glaube, dass ein philosophisches Denken tatsächlich damit zu tun hat, auch dem Appell des Unmöglichen nicht zu widerstehen« (aus dem Vortrag »Was ist Kritik?«, gehalten am 16.11.2012 an der HFBK Hamburg).

## LITERATUR

- Bourdieu, Pierre: *Was heißt sprechen? Zur Ökonomie des sprachlichen Tausches*, Wien: new academic press 2012.
- Butler, Judith: *Das Unbehagen der Geschlechter*, Frankfurt am Main: Suhrkamp 1991.
- Butler, Judith: *Hafß spricht*, Frankfurt am Main: Suhrkamp 2006.
- Butler, Judith/Spivak, Gayatri C.: *Sprache, Politik, Zugehörigkeit*, Zürich: diaphanes 2011.
- Danko, Dagmar: *Zwischen Überhöhung und Kritik. Wie Kulturtheoretiker zeitgenössische Kunst interpretieren*, Bielefeld: transcript 2011.
- Deleuze, Gilles: *Foucault*, Frankfurt am Main: Suhrkamp 1987.
- Derrida, Jacques: *Positionen. Gespräche mit Henri Rose, Julia Kristeva, Jean-Louis Hoedebine, Guy Scarpetta*, Wien: Passagen Verlag 1984.
- Derrida, Jacques: *Die Schrift und die Differenz*, Frankfurt am Main: Suhrkamp 1976.
- Dhawan, Nikita: *Can the Subaltern Speak German? And Other Risky Questions*, dort datiert 25.4.2007, <http://translate.eipcp.net/strands/03/dhawan-strands01en> (1.4.2013).
- Fuest, Leonard: *Für eine Pharmapoetik*, dort datiert Februar 2011, [http://www.dekonstrukt.de/images/stories/pdf/Fuest\\_Fr\\_eine\\_Pharmakopoetik.pdf](http://www.dekonstrukt.de/images/stories/pdf/Fuest_Fr_eine_Pharmakopoetik.pdf) (7.4.2013).
- Landry, Donna/Maclean, Gerald (Hg.): *The Spivak Reader*, London: Routledge 1996.
- Lorey, Isabell: *Weißsein und Immunisierung. Zur Unterscheidung zwischen Norm und Normalisierung*, dort datiert 21.6.2007, <http://translate.eipcp.net/strands/03/lorey-strands01de> (1.4.2013).
- Lüdemann, Susanne: *Jacques Derrida zur Einführung*, Hamburg: Junius Verlag 2011.
- Spivak, Gayatri C.: *Can the Subaltern Speak? Postkolonialität und subalterne Artikulation*, Wien: Turia + Kant 2008.
- Steinweg, Marcus: »Was is Kritik?«, Vortrag, HFBK Hamburg (16.11.2012).

# INHALT

## DIENADEL 02 - PERIPHERIE

### TEXTBEITRÄGE

#### **KUNSTWELTEN, MACHT UND KURATORISCHE PRAXIS**

Der postkoloniale Ausstellungsdiskurs anhand  
von Magiciens de la terre, Documenta 11  
und The Global Contemporary  
Marenka Krasomil

#### **GRENZERFAHRUNGEN**

Zur filmischen Landschaft in Wim Wenders'  
»Im Lauf der Zeit«  
Philipp Scheid

#### **ZWISCHEN BLICK, BILD UND SUBJEKT**

Strukturen der Differenz bei Claude Cahun und  
Marcel Moore  
Veronika Bartelt

#### **TEXTRÄUME ALS PERFORMANZERFAHRUNG IN CLAUDIA BOSSES »DOMINANT POWERS. WAS ALSO TUN?«**

Anika Marschall

#### **DIE IMPRESSIONISTISCHE REVOLUTION**

Konkurrierende Deutungen aus  
sozialwissenschaftlicher Perspektive  
Julian Thomas

#### **DAS EIGENE SPRECHEN VERORTEN. DIESEN ORT DURCH SPRACHE ERWEITERN**

Ein gedankliches Zusammenführen von Raum,  
Sprache und Un-Privileg  
Franziska Kabisch

### KUNSTBEITRÄGE

#### **MASSNAHMEN**

Daniel Fehr & Markus Frietsch

#### **A COLLECTION OF SHADOWS IN THE FOLDS OF BOOKS TAKEN OVER THE COURSE OF A YEAR FROM AROUND THE WORLD**

Euan Williams & Diana Sprenger

#### **BANG!**

Katja Aufleger

#### **ICHHABEKEINENZWEIFELWENN DUMIR SAGST DABDUKEINENZWEIFELHAST**

Sophie Aigner